...schlands Erneuerung
Lese- und Arbeitsbogen für den Unterrichtsgebrauch

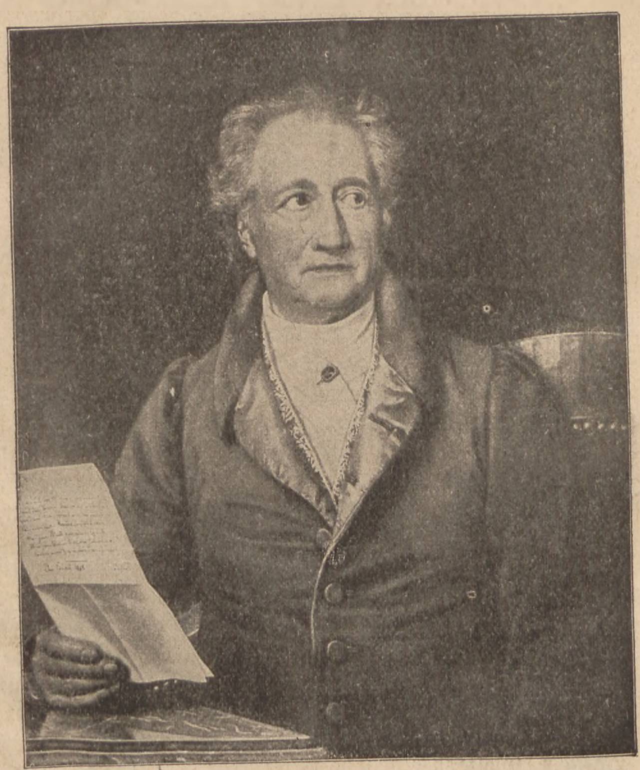
Nr. 109 a/b.

Johann Wolfgang von Goethe

Ein Gestalter deutscher Lebensauffassung

Von Kurt Dinter

2. unveränderte Auflage. 1941



Johann Wolfgang von Goethe. — Nach einem Gemälde von J. Stieler.

Baldur von Schirach: „Du handelst im Sinne des Mannes, dem du dienst, wenn du den Inhalt alles dessen, was der Begriff Weimar und Goethe umschließt, in dich aufnimmst und in deinem treuen und tapferen Herzen einschließt, damit du immer weißt, worum es geht, wenn du für Deutschland kämpfen mußt." (Rede des Reichsjugendführers am 14. 6. 1937 in Weimar.)

Heinrich Handels Verlag ❖ Breslau 1
Preis 25 Rpf., von 10 Stück an je **23 Rpf.,** von 20 Stück an je **22 Rpf.**



Frankfurt a. M. zu Goethes Zeiten.*)

„Es wurde mir damals schlagartig offenbar, daß Goethe in einer Zeit, da Deutschland aus drei Dutzend Staaten bestand, die innere Schau einer einheitlichen idealen deutschen Nationalerziehung besaß... Wenn wir uns mit liebendem Herzen seiner Persönlichkeit nähern, erkennen wir sehr bald, daß er zu jenen höchsten Weisen gehört, die von einer gütigen Vorsehung den Völkern eingeboren werden... Wir Deutschen haben alle Ursache, einen Menschen dankbar zu verehren, den wir, um mit Friedrich von Schlegel zu sprechen, als Basis unserer Bildung zu betrachten haben."

(Baldur v. Schirach am 14. 6. 1937 in Weimar.)

1. Behütete Jugend im Frankfurter Elternhause.

„Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlag zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt."

Mit diesen Worten beginnt die einzigartige Lebensbeschreibung, die Johann Wolfgang Goethe im Alter von sechzig Jahren aufgezeichnet hat. „Dichtung und Wahrheit" hat er sie genannt. Sie ist noch heute die wichtigste Urkunde über sein Leben. Leider schließt sie mit seinem Eintreffen in Weimar im Jahre 1775 ab. In ihr gibt uns der Dichter ein anschauliches Bild seiner Vaterstadt.

Frankfurt zählte damals etwa 30 000 Seelen und war damit eine der größten deutschen Städte. Wallgräben und Mauern umgaben sie. Enge, winklige Straßen bildeten den ältesten Teil. Da die oberen Stockwerke oft über die unteren vorgebaut waren, drang nur wenig Sonne in die feuchten Gassen. Besonders schmutzig war das Judenviertel, das schon darum von der deutschen Bevölkerung gemieden wurde. Aber auch über den vollgepfropften und nicht allzu reinlichen Marktplatz drängte man sich nicht gern hinweg, und Goethe ist immer mit Entsetzen vor den daran anstoßenden, häßlichen Fleischbänken geflohen. Mit Vorliebe spielte der Knabe am Römerberg (Der „Römer" ist das stattliche Rathaus der damaligen Freien Reichsstadt!) oder spazierte auf der großen Mainbrücke auf und ab und sah der Ankunft und dem Entladen der Marktschiffe zu. Der rege Handel der Stadt brachte manche Abwechselung für die Jugend mit sich, besonders dann, wenn zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstmessen zahlreiche Fremde aus aller Herren Länder sich zwischen den rasch aufgebauten Verkaufsständen hindurchzwängten.

*) Strichzeichnungen nach zeitgenössischen Originalen von Bodo Zimmermann.

Das Haus des Vaters lag am Großen Hirschgraben, am Rande der Stadt. Von seinen hinteren Fenstern aus ging der Blick über Gärten und Stadtmauer hinweg in die fruchtbare Mainebene bis hin zum Taunus. Oft sah der junge Goethe in die schöne Landschaft hinaus oder betrachtete voll Spannung und Schauer ein sich drohend entladendes Gewitter.

Das Haus war von der Großmutter väterlicherseits gekauft worden. Sie war schon Witwe, als ihr Enkel geboren wurde. Ihr Mann, der Großvater Friedrich Georg Goethe, stammte aus der Mansfelder Gegend zwischen Thüringer Wald und Harz. Er hatte als Sohn eines Hufschmiedes das Schneiderhandwerk erlernt. Er wurde Gastwirt, als er die wohlhabende Besitzerin des „Weidenhofs" in Frankfurt heiratete, die dann die Großmutter unseres größten Dichters werden sollte. Ihr Sohn **Johann Caspar Goethe** (geb. 1710) studierte an der Leipziger Universität die Rechtswissenschaften, arbeitete dann am Reichskammergericht in Wetzlar und machte viele Reisen durch Deutschland und Italien. Nach seiner Rückkehr hätte der kluge und kenntnisreiche Mann gern ein Amt in der Verwaltung der Stadt Frankfurt übernommen, selbst ohne Besoldung. Man wies ihn aber ab. Da verschaffte er sich — sein Vermögen gestattete es ihm — den Titel eines Kaiserlichen Rats, und nun konnte er beim höchsten Beamten der Stadt, dem Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, vorsprechen und seine Tochter Katharina Elisabeth zur Frau begehren. Doch hat er es nie vergessen, daß ihm sein größter Wunsch, seine Kräfte in den Dienst der Stadt zu stellen, versagt blieb, und so kam es, daß der an sich schon ernste Mann in der Folgezeit gar oft verbittert erschien.

Goethes Mutter war bei ihrer Heirat im Jahre 1748 erst siebzehn Jahre alt und heiter und unbekümmert wie ein Kind. Ein Fremder konnte sie an der Seite ihres 21 Jahre älteren Mannes gut für dessen Tochter halten. Sie hat es nicht leicht gehabt. Von den sechs Kindern, die sie gebar, starben ihr vier im zarten Alter hinweg. Ihren Ältesten, Johann Wolfgang, den geliebten „Hätschelhans", mußte sie zeitig entbehren, als er die Universität bezog, und nachdem er erst einmal in Weimar war, hat sie ihn nur noch wenige Male bei sich gesehen. Seine einzige Schwester Cornelia sah sie in eine unglückliche Ehe ziehen und früh sterben. Schließlich mußte sie durch Jahre hindurch den geistig und körperlich siech gewordenen Mann wie ein unbeholfenes Kind betreuen. Und doch hat diese Frau ihren frohen Lebensmut nie verloren. Er war das schönste Erbteil ihrer aus Süddeutschland stammenden Familie. Die Vierundsechzigjährige schrieb an ihren Sohn: „Ach, es gibt doch so viele Freuden in unseres Herrgotts Welt!", und noch im Alter von 76 Jahren behauptete sie: „In Frankfurt sind vielleicht keine sechs, die das lebendige Gefühl für das Schöne haben wie ich und die sich so köstlich amüsieren."



Das Elternpaar.

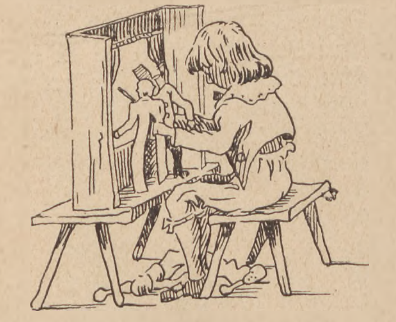
Bezeichnend für sie ist, was man sich in der Stadt von ihrem Tode erzählte. Als es mit ihr zu Ende ging, wollte eine neugierige Bekannte sie besuchen. Da ließ sie ihr durch die Magd sagen: „Die Frau Rätin hat keine Zeit; sie muß gerade

sterben." Ja, es war eine tapfere deutsche Frau, die in einem Briefe einmal aussprach: „Mutter ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt."

Sonnig und froh waren die **Kinderjahre** des kleinen Johann Wolfgang und seiner um ein Jahr jüngeren Schwester. Das geräumige Haus, vor allem der große Flur, boten Platz genug zu sorglosem Spiel. Die Haustür war mit einem hölzernen Gitterwerk umbaut, dem „Geräms". Von hier aus beobachteten die unzertrennlichen Geschwister das Leben auf der Straße, die schwerfälligen Kaufmannswagen mit Kisten, Ballen und Fässern, die anmutigen Reitpferde und die leichten Kutschwagen. Von hier aus flogen auch einmal all die irdenen Teller und Schüsseln, die die Mutter auf der Messe gekauft hatte, auf das Pflaster, wo sie mit lautem Gekrach in tausend Stücke zersprangen, und als das noch nicht genug war, da mußte auch das Geschirr aus der Küche noch herhalten, bis die heimkehrende Mutter dem übermütigen Treiben ihres Wölfchens ein Ende setzte.

Unvergleichlich waren die Stunden, in denen die Mutter erzählte. Niemand wußte die Märchen so schön wie sie. Da hingen die dunklen Augen ihres Sohnes an ihren Lippen; da schwoll ihm auf einmal die Zornesader, oder er verbiß sich tapfer die Tränen. Da geschah es wohl auch, daß er ihr erregt ins Wort fiel: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schweinehirten?"

Der Vierjährige erhielt zu Weihnachten von der Großmutter ein Puppentheater. Das bereitete den Kindern durch Jahre hindurch großen Spaß. Sie erdachten sich kleine Theaterstücke oder bildeten später Erzählungen, die sie gelesen hatten, dazu um. Sie schnitten und malten auch die Kulissen selbst, die sie zu den Stücken brauchten. Nachbarkinder wurden zum Spiel hinzugezogen, und große Freude machte es ihnen, wenn sie ihre Kunst den Erwachsenen vorführen durften.



Puppentheater.

Als die Großmutter gestorben war, ging der Vater daran, das Haus nach seinem Geschmack umzubauen. Für lange Zeit waren die Handwerker im Hause. Das wurden für die Kinder erlebnisreiche Tage. Stundenlang konnte man zusehen. Mit Hilfe der Leitern, der Bretter und des Handwerkszeuges ließen sich auch schöne Spiele ausprobieren. Als das Dach abgedeckt wurde, ließ der Vater ein riesiges Wachstuch über die oberen Räume spannen. Doch der Regen drang in die Zimmer, und das Wasser kam bis in die Betten der Kinder. Da war die abwechselungsreiche Zeit vorbei, und die Geschwister wurden bei befreundeten Familien untergebracht.

Die Monate des Umbaues waren übrigens die einzige Zeit, in der die Kinder eine öffentliche Schule besuchten. Sonst erteilte ihnen der Vater selbst den **Unterricht**, und er war dazu wohl befähigt. Alte und neue Sprachen mußten die Kinder lernen, dazu auch Italienisch, Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaften, Mathematik und Zeichnen. Oft mußten sie einen deutschen Aufsatz schreiben, lasen auch viel von lebenden Dichtern. Nur Klopstock, den Dichter des „Messias", mochte der Vater nicht leiden. Ein Bekannter aber hatte ihnen

das Buch gebracht, und bald kannten die Geschwister manche Stellen auswendig. An einem Winterabend — der Vater ließ sich gerade rasieren — saßen die beiden auf der Bank hinter dem Ofen und sagten leise die Worte der Dichtung auf. Da kam die Schwester an die Stelle:

> Hilf mir, ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
> Ungeheuer, dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher,
> hilf mir! Ich leide die Pein des rächenden, ewigen Todes!

Während sie sprach, vergaß sie die Anwesenheit des Vaters, und so rief sie mit lauter, erregter Stimme die nächsten Worte der Dichtung aus: O, wie bin ich zermalmt! Darüber erschrak der ahnungslose Barbier, der gerade beim Einseifen war, und übergoß den Vater mit dem Inhalt des Seifenbeckens. Natürlich folgte eine strenge Untersuchung, und die Kinder bekamen manches harte Wort zu hören.

Der junge Goethe erhielt durch den sehr gewissenhaften Vater eine ganz ausgezeichnete, vielseitige Bildung. Er durfte auch seinen Körper nicht vernachlässigen, wie das in jener Zeit leider zumeist geschah. Er erhielt Unterricht im Tanz (Gymnastik!), im Fechten und Reiten. Wenn ihm dann noch freie Zeit übrigblieb, mußte er dem Vater bei der Pflege der Seidenraupen oder beim Ordnen seiner umfangreichen Sammlungen von Steinen und Bildern, von Büchern und Landkarten helfen. Dabei lernte er manches, was anderen Jungen seines Alters vorenthalten blieb.

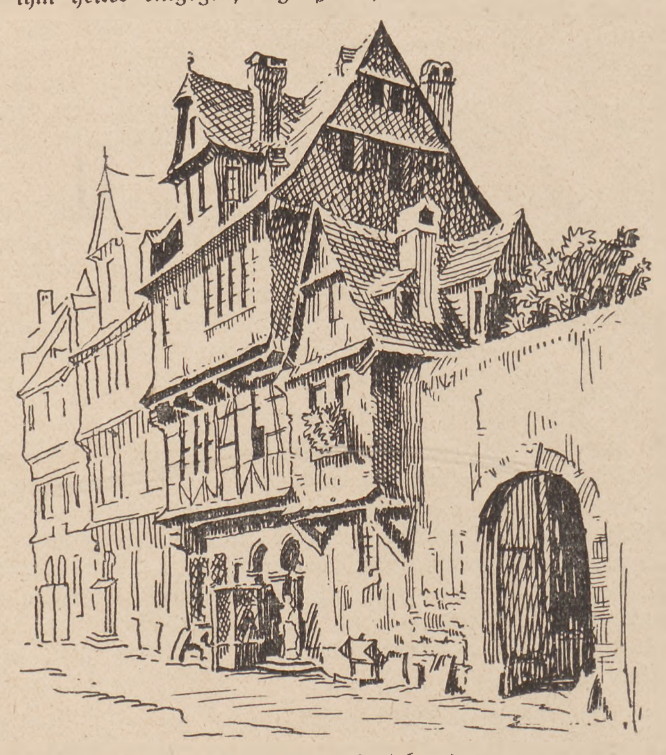
Damals war die **Zeit des Siebenjährigen Krieges,** in dem der große Preußenkönig sich gegen halb Europa behauptete. Goethe erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung, wie die Eltern innerlich auf seiner Seite standen, obwohl die Freie Reichsstadt und besonders auch ihr Schultheiß öffentlich zum Kaiser hielten. „Ich war auch preußisch oder, um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf die Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

Im Jahre 1757 überrumpelten 7000 Franzosen die Stadt, und so gab es für mehr als zwei Jahre französische Einquartierung. In das Haus am Hirschgraben, das nach dem Umbau zu den vornehmsten Häusern Frankfurts zählte, zog der Graf Thoranc, der die Geschäfte eines Stadtkommandanten führte. Er war ein Mann, der sich rasch mit dem Sohne des Hauses befreundete, der sich vom Vater gern die wertvollen Sammlungen zeigen ließ, bei den Frankfurter Künstlern auch manches Gemälde in Auftrag gab — aber eben doch ein Franzose.

Einmal fand dicht bei Frankfurt ein größeres Gefecht statt. Der Vater hoffte, daß es den Preußen gelingen würde, die Stadt den Franzosen zu entreißen. Er eilte in seinen Garten vor der Stadtmauer, um den Kampf zu beobachten. Goethe berichtet: „Die Schlacht begann. Ich stieg auf den obersten Boden, wo ich den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmlungen sachte bei uns vorbeigefahren wurden.

Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot und Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessierte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es schien, als wollte jeder sich von allem entblößen, um seinen bedrängten Landsleuten beizustehen."

Leider wurden die Preußen zum Rückzug gezwungen, und der Vater kehrte recht niedergeschlagen heim. Auf der Treppe begegnete er seinem Gast. „Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: Ihr werdet uns und



Goethes Geburtshaus.

Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist. — Keineswegs! versetzte mein Vater mit Ingrimm; ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen! — Der Graf hielt einen Augenblick inne; dann aber fuhr er mit Wut auf: Dies sollt Ihr büßen! Der Vater war indes gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte." Der Franzose hatte zwar Befehl gegeben, den Vater gefangen abzuführen. Doch ließ er sich durch geschickte Fürbitte umstimmen, und so blieb die Offenheit des Vaters ohne schlimme Folgen.

Die fremde Besatzung hatte auch eine französische Schauspielertruppe nach Frankfurt gebracht. Stadtschultheiß Textor schenkte seinem Enkel eine Dauer=

karte für das französische Theater. Daraus erwuchs dem aufgeweckten Knaben mancher Gewinn. Er erweiterte seine Sprachkenntnisse; er lernte die Bühnenwerke der bedeutendsten französischen Dichter kennen; er tat frühzeitig manchen Blick hinter die Kulissen. All das kam später dem Dichter zugute.

Drei Jahre nach dem Abzug der Franzosen wurde Joseph II., der Sohn der Maria Theresia, in Frankfurt zum Kaiser gekrönt. Deutsche und ausländische Fürsten und Gesandte waren in großer Zahl zu den Feierlichkeiten und auch zu Verhandlungen erschienen. Johann Wolfgang konnte allem aus nächster Nähe beiwohnen, und er bekam schon damals eine Vorstellung von der Uneinigkeit und Zersplitterung des ersten deutschen Reiches.

2. Frühe Freiheit in der Universitätsstadt Leipzig.

Der Vater sprach mit dem Fünfzehnjährigen über die Zukunft. Er wollte, daß sein Sohn Rechtswissenschaften studieren und dann höherer Beamter oder gar Staatsmann werden sollte. Goethe schwieg dazu. Er wußte, daß er zum Juristen nicht geboren sei. Spürte er nicht immer stärker den Drang, der den Menschen zum Dichter bestimmt? Hatte er nicht schon seit Jahren viele Verse und kleine Theaterstücke geschrieben? Nein, er würde nicht Jura studieren!

Und doch saß er im Herbst 1765, von der Mutter wohl verpackt, gar frohgemut in der Postkutsche, die ihn in fünf Tagen nach Leipzig bringen sollte. Dort wollte er sich als Student der Rechte eintragen lassen.

Was hatte vermocht, ihn umzustimmen?

Je älter er wurde, desto mehr erschien ihm die stete Bevormundung durch den Vater als unerträglicher Zwang. Erstreckte sie sich doch nicht nur auf die Fragen des Lernens, sondern auch auf die vielen kleinen Dinge des täglichen Lebens, so daß Goethe wohl auch von dem „Kerker" sprach, als den er diese zu weit gehende Fürsorge des Vaters empfand. Da lockte das Leben als Student in der fremden Stadt mit dem Zauberschein der Freiheit. Und er wurde nicht enttäuscht. „Stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästlein in all seiner Freude vor: so leb' ich!" So lesen wir in den ersten Briefen, die von Leipzig ausgingen.

Leipzig war viel mehr Großstadt als das väterliche Frankfurt. Als bedeutend jüngere Stadt hatte es breitere Straßen mit stattlicheren Häusern. Seine Bewohner achteten darauf, immer nach der neuesten Mode gekleidet zu gehen und „elegant", d. h., viele Fremdwörter gebrauchend, zu sprechen. Kein Wunder, daß man die Stadt „Klein-Paris" nannte. Goethe wurde wegen seiner zwar sehr guten, aber doch eben „altfränkischen" Kleidung und seiner derb-deutschen Frankfurter Mundart verlacht und verspottet. Da ließ er sich moderne Anzüge fertigen und befleißigte sich der „galanten" Lebensart, wie sie die Leipziger Studenten zur Schau trugen. Ein Bekannter aus Frankfurt schrieb nach Hause: „Wenn Du ihn sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann." Wir aber verstehen es: Die veränderte Lebensart war ihm ein Sinnbild der neuen Freiheit, die er in vollen Zügen genoß.

Am wenigsten behagte ihm der eigentliche Zweck seines Leipziger Aufenthalts, das juristische **Studium.** Nur wenig Zeit hat er darauf verwendet. Die Universität schien ihm zu trockene, lebensfremde Wissenschaft zu treiben. Wie

überrascht war er, als ihn einer der Professoren, der auch als Fabeldichter bekannte Gellert, bei seinem Besuche fragte, ob er auch fleißig zur Kirche ginge und wer sein Beichtvater sei! Da suchte er lieber den Maler Oeser auf, den Leiter der Malerakademie. Dort konnte er seine große Begabung für das Zeichnen fördern. Oder er weilte bei dem Kupferstecher Stock und übte sich in dessen bescheidener Dachwohnung im Radieren und im Holzschnitt [1]).

Beim Mittagstisch saß er oft lange plaudernd mit anderen Studenten und einigen Hochschullehrern zusammen. Sie bestaunten sein Wissen. Er las eigene Dichtungen vor, ohne zu sagen, daß er der Verfasser sei. Da fand man so viel daran herumzutadeln, daß er nach Hause eilte und kurzerhand Gedichte und Theaterstücke in den Ofen steckte und verbrannte. Unangenehm war ihm auch, daß man in den Leipziger Familien, in die er Eingang gefunden hatte, allzusehr dem Kartenspiel und dem Tanz frönte. (Beides hat er erst in Straßburg mitzumachen gelernt.) So stellte sich bei dem die Freiheit in vollen Zügen Genießenden langsam eine gewisse Ernüchterung ein. Er schrieb:

Es ist mein einziges Vergnügen,
wenn ich, entfernt von jedermann,
am Bache bei den Büschen liegen,
an meine Lieben denken kann.

Bei einer Wagenfahrt hatte Goethe sich überanstrengt, als es galt, das im Straßenschlamm steckengebliebene Gefährt freizumachen. Als dann noch ein Sturz mit dem Pferde hinzukam, wurden die Schmerzen in der Brust immer heftiger. Goethe suchte ihnen durch Abhärtung zu begegnen. Darin aber übertrieb er derartig, daß ein Blutsturz eintrat und ihn für Wochen aufs Krankenbett warf. Wohl pflegte man ihn in aufopfernder Weise, und besonders die Familien Oeser, Stock und Schönkopf — zu Käthchen Schönkopf hatte er tiefe Zuneigung gefaßt — behandelten ihn wie einen der Ihrigen. Aber er war doch noch ein kranker Mensch, als er an seinem Geburtstage des Jahres 1768 die freundliche Lindenstadt verließ.

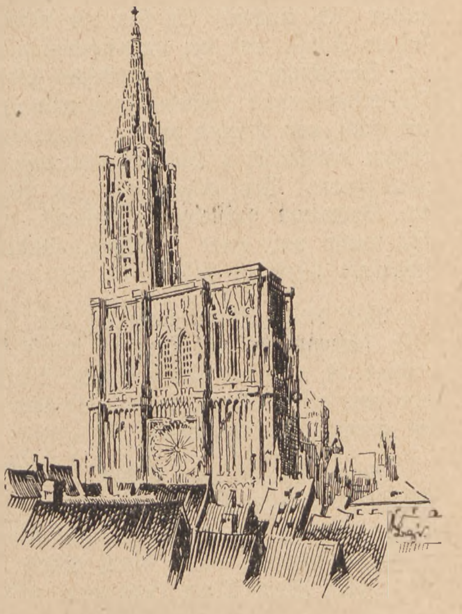
Während der Heimfahrt nach Frankfurt überdachte er die drei Leipziger Jahre; da kam er sich vor wie einer, der Schiffbruch erlitten hat.

3. Glückliche Studentenzeit in Straßburg.

Man konnte es dem Vater nicht verdenken, wenn er dem Sohne keinen allzu freundlichen Empfang bereitete. Gesund und voll stolzer Hoffnung hatte er ihn nach der Universitätsstadt ziehen sehen. Nun kam er krank und ohne Doktorhut nach Hause. Mutter und Schwester aber fragten nicht danach. Sie ließen dem Zurückgekehrten ihre ganze Liebe angedeihen, und er hat sie wahrlich gebraucht. Trotz bester Pflege war er ein volles halbes Jahr an Bett und Zimmer gefesselt, und nur langsam fand sich seine alte Gesundheit wieder.

[1]) Stocks Töchter Minna und Dora waren damals 5 bis 7 Jahre alt. Minna, die die Mutter Theodor Körners wurde, berichtet von einem der Besuche Goethes im Elternhause: „Einmal traf es sich nun, daß wir aus einem ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe zugehört. Mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Magister mit erzürnter Stimme zu: Herr! wie können Sie die jungen Mädchen solche Geschichten lesen lassen!"

Eine Verwandte der Mutter, Fräulein Susanne von Klettenberg, weilte oft an seinem Krankenlager. Sie hatte nach einer an Enttäuschungen reichen Jugend im frommen Gottvertrauen Halt gefunden. Sie bewirkte, daß Goethe, der sie gern kommen sah, sich viel mit religiösen Fragen beschäftigte. Die Untätigkeit, zu der er verurteilt war, gab ihm ja Zeit genug, über den Sinn alles Seins und alles Lebens nachzudenken. Als es ihm wieder besser ging, suchte er die Frage nach dem Wesen der Dinge und nach ihrem Zusammenhange auf tätigere Weise zu lösen. Er las chemische und medizinische Schriften, kaufte sich einen Windofen mit Kolben und Retorten und stellte einen große Zahl chemischer Versuche an, um so hinter die Rätsel des Seins zu kommen.


Straßburger Münster.

Im Jahre 1770 war er so weit hergestellt, daß er dem Wunsche des Vaters entsprechen und sein Studium zum Abschluß bringen konnte. Ende März fuhr er nach **Straßburg.**

Diese deutsche Universitätsstadt gehörte zwar seit dem 1681 mitten im Frieden ausgeführten Raub zu Frankreich. Doch wurde man durch nichts daran erinnert außer durch einige französische Soldaten und Beamte.

Schon als Goethe sich der Stadt näherte, grüßte ihn eines der schönsten deutschen Bauwerke des Mittelalters, das von Erwin von Steinbach errichtete **gewaltige Münster.** Seine Schönheit begeisterte ihn so, daß er es immer wieder aufsuchte und eingehend betrachtete. In einer ihm gewidmeten Schrift („Von deutscher Baukunst") forderte er, daß man die Bezeichnung „gotische Kunst" durch „deutsche Kunst" ersetze. Und das tat er zu einer Zeit, da die Gotik verachtet und verlacht wurde!

Manche Anregung empfing Goethe beim Mittagstisch. Er speiste mit Medizinern zusammen, und seine Vorliebe für ihre Wissenschaft wurde noch größer. Hier lernte er auch Franz Lerse kennen, dessen sauberem und ehrlichem Wesen er später im Götz ein schönes Denkmal setzte.

Im Herbst traf Johann Gottfried **Herder** als Reisebegleiter eines deutschen Prinzen in Straßburg ein. Eine Augenerkrankung zwang ihn, seine Stellung aufzugeben und längere Zeit in der Stadt zu verweilen. Goethe lernte den um fünf Jahre Älteren bald kennen. Während des langen Krankenlagers, das durch das Augenleiden verursacht wurde, hat er ihn täglich aufgesucht. Dabei war Herder kein angenehmer Gesellschafter. Er neigte zum Widerspruch, war oft launenhaft und gereizt und konnte manchmal auch recht scharf und spöttisch reden. Unnachsichtlich tadelte er, was ihm an dem jungen Freunde nicht gefiel. Das war für Goethe eine harte, aber heilsame Schule. Was ja noch von Leipzig her an Oberflächlichkeit oder Selbstüberhebung an ihm war, das fiel von ihm ab.

Aber auch sonst hat Goethe Herder viel zu verdanken. Dieser machte ihm klar, daß Dichtung kein Spiel mit schönen Formen sei, sondern ein Ausströmen tiefsten Erlebens, geboren aus Glück und Leid. Daher sei sie ja auch kein Vorrecht des Gebildeten. Nein, der schlichteste Mann des Volkes könne zum Dichter werden, und gerade im Volkslied, in der Volksdichtung, auch der ältesten, den Liedern der Edda, besitze unser Volk einen kostbaren Schatz [2]). Willig ließ Goethe sich lenken. Er las die alten deutschen Volksbücher, auch das vom Doktor Faust, und die derb-volkstümliche Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen. Er erlauschte selbst Volkslieder aus dem Munde alter Elsässerinnen und dichtete eines von ihnen zu seinem „Heidenröslein" um. Er kam auch, von Herder geführt, zu einem ganz neuen Verständnis des bis dahin größten dramatischen Dichters germanischer Abstammung, des Engländers William Shakespeare. Jetzt erkannte er im Werk dieses Mannes eine unmittelbar aus dem Volkstum aufsteigende Urkraft, und wenn er nun darin las, glaubte er nicht mehr vor einer Dichtung, sondern vor dem aufgeschlagenen Buche des Schicksals selbst zu stehen.

Mit dieser Hinneigung zu den Kräften, die für den Dichter im eigenen Volk schlummern, mit dem er durch Blut, Sprache und Sitte unlösbar verwachsen ist, verband sich bei dem Straßburger Studenten eine vollständige Abkehr von allem Französischen, für das er von Frankfurt und Leipzig her noch eine gewisse Vorliebe besaß.

Wenn Goethe vom hohen Turme des Münsters aus über das gesegnete elsässische Land blickte bis hin zu den Höhen des Wasgenwaldes, dann packte ihn der Drang in die Ferne. So führten ihn mancher beschwerliche Ritt und manche unbequeme Reise durch Elsaß und Lothringen, ja, auch ins Saarland, wo er zum ersten Male Bergwerke und Glashütten kennenlernte.

Im Oktober 1770 kam er mit einem Freunde in das lieblich gelegene **Sesenheim,** sechs Stunden von Straßburg entfernt. Man kehrte im Pfarrhause ein und saß bald im Gespräch mit den „Alten". Da öffnete sich die Tür, und — so berichtet Goethe in „Dichtung und Wahrheit" — herein trat die achtzehnjährige **Friederike Brion,** die dritte Tochter des Pfarrers, „und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Die Töchter trugen sich deutsch (So wurde die von den Vätern ererbte Tracht im Gegensatz zur „modischen", französisch beeinflußten Kleidung genannt!), und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das

---

[2]) Herder beschränkte sich nicht auf die deutsche Volksdichtung. Er beschäftigte sich z. B. auch mit der fremden volkstümlichen Dichtung der Bibel und vereinigte in seiner Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern" die Volkslieder vieler Nationen.

Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen."

Goethe blieb einige Tage in Sesenheim. Auch im Winter eilte er hin; denn innige Liebe zu dem schönen und gütigen Mädchen war in ihm erwacht.

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
wie ein getürmter Riese da,
wo Finsternis aus dem Gesträuche
mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
schien schläfrig aus dem Duft hervor.
Die Winde schwangen leise Flügel,
umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer.
Doch tausendfacher war mein Mut.
Mein Geist war ein verzehrend Feuer.
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ein Frühjahr folgte, das wohl das schönste im langen Leben des Dichters bleiben sollte. Wie oft war er im freundlichen Sesenheim! Wie sang und klang es da in seinem Innern!

Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch

und Freud und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe,
so golden schön
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
das junge Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
und Morgenblumen
den Himmelsduft,

wie ich dich liebe
mit warmem Blut,
die du mir Jugend
und Freud' und Mut

zu neuen Liedern
und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
wie du mich liebst!

Es schien ein glückbringendes Jahr zu sein; denn auch mit dem Studium ging es vorwärts. In Straßburg verlangte man mehr praktische Gesetzeskenntnis, und die hatte Goethe sich bald verschafft. So erwarb er sich den Titel „Lizentiat der Rechte", der der Doktorwürde entsprach.

Nun hieß es an die Heimkehr nach Frankfurt denken.

In Sesenheim erwartete man wohl mit Recht, daß Goethe sich mit Friederike verloben würde. Er war in schwersten inneren Kämpfen. Er empfand dunkel, daß er sich noch nicht binden dürfe, da er noch ein Unfertiger war. Hatte er doch den Weg zu seiner ureigensten Lebensaufgabe kaum betreten. Er mußte sein Liebesglück opfern, damit er seiner Bestimmung zum Dichter treu bleiben konnte. Wenn es ihm damals auch noch nicht klar bewußt war, so fühlte er doch, daß hier die größere Verpflichtung lag: Die besonderen Anlagen, die ihm die Vorsehung mitgegeben hatte, mußte er entwickeln. Sie waren kein Verdienst; sie waren eine Aufgabe, deren Erfüllung er seinem Volke schuldete. Ihr mußte er, wenn's not tat, sein persönliches Glück opfern. So nahm er Abschied, ohne ein erklärendes Wort zu sprechen. Er sah wohl, daß er dadurch in den Augen der Geliebten schuldig wurde. „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute." Er machte sich schwere Selbstvorwürfe, die ihn lange nicht verließen[3]). Erst als er acht Jahre später von Weimar aus noch einmal nach Sesenheim kam und erkannte, daß Friederike ihm verziehen hatte, da konnte er wieder ohne Bitterkeit gegen sich selbst an diese Jugendliebe denken. (Friederike hatte den Schmerz tapfer überwunden. Sie hat sein Bild immer im Herzen getragen und ist unvermählt geblieben, aber nicht als ein gebrochener, sondern als ein starker Mensch, der bis ins Alter hinein Verwandten und Freunden half, wo er nur konnte.)

Die beiden Straßburger Jahre waren für Goethe eine gesegnete Zeit. Das vom Vater gewünschte Studium war zu Ende geführt worden. Alles Gezierte, Fremde, Oberflächliche, das dem Studenten angehaftet hatte, war abgetan. Gerade in dem äußerlich zu Frankreich gehörenden, innerlich aber so deutschen Lande hatte er den Weg zum deutschen Volkstum gefunden. Die Liebe zu Friederike hatte ihn zum lyrischen Dichter gemacht. Ja, er hätte zufrieden sein können, als er nach Frankfurt zurückfuhr. Doch der Abschied von Friederike lag wie ein schwerer, drückender Schatten über dem Heimweg.

4. Frankfurt, Wetzlar und wieder Frankfurt.

Im Herbst des Jahres 1771 kehrte Goethe nach Frankfurt zurück und ließ sich zur Freude des Vaters als Rechtsanwalt nieder. Viel Arbeit hat er in seinem neuen Beruf nicht gehabt und auch nicht gesucht. Er wußte ja, daß die vom Schicksal bestimmte Aufgabe für ihn wo anders lag. Er war voller Unruhe. Die Schuld gegenüber Friederike drückte ihn. So trieb es ihn hinaus aus der beengenden Stadt. Oft kam er tagelang nicht nach Hause, sondern

---

[3]) Gerade als Goethe den Götz niederschrieb, erhielt er einen Brief Friederikens, „der ihm das Herz zerriß". Wenn er im Schauspiel Weislingen an Maria, der Schwester des Götz, untreu werden läßt, so spiegelt sich darin sein Weggang von Friederike wider. Und wenn Weislingen sich auf dem Sterbebett die schwersten Vorwürfe macht, so sind das Goethes eigene Selbstvorwürfe. „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird." So schrieb Goethe an einen Bekannten, dem er das Drama zuschickte.

wanderte zwischen Taunus, Main und Rhein umher. Im Kampfe mit der eigenen Bequemlichkeit, im Ringen mit Sturm und Wetter fühlte er sich frei.

Zwei Gestalten beschäftigten ihn: Faust und Götz. Besonders der letztere ließ ihn nicht los. Er sprach mit der getreuen Schwester darüber; er trug ihr ganze Szenen aus dem Leben dieser Kämpfernatur vor. Sie drängte ihn dazu, aufzuschreiben, was er innerlich erschaute. So entstand in sechs Wochen das Schauspiel **„Götz von Berlichingen** mit der eisernen Hand".

Wie anschaulich, wie packend stellte der junge Dichter das trotzige Leben dieses geraden, deutschen Mannes dar! Die Zeit des Rittertums, das Mittelalter, versank. Das volksfremde „Römische Recht" wurde in Deutschland eingeführt. Nach diesem dem deutschen Empfinden oft unverständlichen Gesetz wurden deutsche Menschen abgeurteilt. Unsicherheit griff um sich. Die nur auf eigenen Vorteil bedachten Fürsten nutzten diese Zustände aus, bereicherten sich und unterdrückten die Aufrechten im Lande. Auch Götz wurde ihr Opfer. Wo er Ungerechtigkeit und Bedrückung sah, da zog er das Schwert. Während des Bauernkrieges wurde er Führer der Aufständischen; hoffte er doch, sie von Unrecht und Gewalttat abhalten zu können. Es gelang ihm nicht, und Götz wurde als Empörer behandelt, überwältigt und gefangengesetzt. Er starb im Kerker.

In loser, rasch wechselnder Bildfolge ließ der Dichter die revolutionäre Handlung aus bewegter Zeit sich abspielen. Ihm war es gleich, ob das durch und durch deutsche Schauspiel leicht aufführbar war oder nicht. Er fragte nicht nach den damals geltenden Regeln und Formen. Ebenso eigenwillig verfuhr er mit der Sprache. Das ist keine papierne Dichtersprache. Jede der auftretenden Personen spricht auf ihre eigene, natürliche Art. Und Goethe scheute da durchaus nicht vor derben Ausdrücken zurück! Seine Dichtung war eben auch darin neu und lebenswahr.

Auf Wunsch des Vaters ging Goethe im Frühjahr 1772 **nach Wetzlar,** der Stadt des höchsten deutschen Gerichts, des Reichskammergerichts. Dort sollte er sich vervollkommnen. Doch konnte ihn die trockene Arbeit an den verstaubten Akten (lagen doch mehr als 15 000 Prozesse unerledigt, zum Teil schon seit Jahrzehnten!) nicht halten. Er durchwanderte die Natur und genoß den Frühling. „Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumzuschweben."

Im Hause des Amtmannes Buff lernte er dessen neunzehnjährige Tochter Charlotte kennen, die mit rührender Treue ihre neun jüngeren Geschwister, denen die Mutter gestorben war, umsorgte. Ihr freundliches, liebes Wesen nahm ihn gefangen. Bald war er täglicher Gast im Hause, meist mit seinem Mitarbeiter Kestner zusammen. Er machte sich nützlich, wo er nur konnte. Er half bei der Beeren- und Obsternte, schnitt Bohnen, spielte mit den Kindern und erzählte ihnen Märchen. Der alte Hausarzt beschwerte sich über ihn. „Die Amtmannskinder sind ungezogen genug", so sagte er; „aber der Goethe verdirbt sie noch mehr. Sie laufen Tür aus, Tür ein, mit Honigschnitten in den dreckigen Händen und Löchern im Kopf."

Die blonde Lotte wurde ihm von Tag zu Tag lieber. Da erfuhr er, daß sie seit langem heimlich mit Kestner verlobt war. Er sah nun auch, wie glücklich die beiden miteinander waren. Er wußte, was er zu tun hatte. Er riß sich los, wenn auch blutenden Herzens, und kehrte ohne Abschied nach Frankfurt zurück.

Leicht ist ihm dieser Sieg über die heißen Wünsche seines Herzens nicht geworden. Aber er spürte, daß es oft im Leben nur den einen Weg gibt: äußerste Härte gegen sich selbst!

Das waren traurige Monate. Sollte ihm denn wirklich kein Glück beschieden sein? Mußte er immer entsagen? Er fühlte sich vereinsamt, ganz besonders, als die Schwester seinen Freund Schlosser heiratete und dem Manne in die Fremde folgte.

Manchmal schien er der Verzweiflung nahe. Er grübelte und sann — bis er am Schreibtisch saß und Bogen um Bogen vollschrieb. Ein Roman entstand, **„Die Leiden des jungen Werther"**. Er durchlebte das alles noch einmal: wie er nach Wetzlar kam und Charlotte kennenlernte, wie die Liebe in ihm erwachte. Nur daß der Held des Romans nicht die Willensstärke des Dichters besaß, sondern nach der Trennung doch wieder zurückkehrte, sich ganz seiner unglücklichen Liebe überließ und seinem Leben aus Verzweiflung ein Ende machte.

Als Goethe den Roman beendete, da hatte er sich sein bitteres Leid von der Seele geschrieben. Er fühlte sich wie neu geboren. Seinem Volke aber hatte er eine ergreifende Dichtung in edelster Sprache geschenkt. Der Roman fand überall begeisterte Aufnahme, und Goethe wurde durch ihn — mehr noch als durch sein kerniges Schauspiel — mit einem Schlage ein berühmter Dichter. Von nun an kamen oft Gäste in das Haus am Hirschgraben, bedeutende Männer, die den Schöpfer des „Götz" und des „Werther" sehen wollten. Unter ihnen war auch Klopstock, der Dichter des „Messias"; er enttäuschte Goethe und machte auf ihn den Eindruck eines alten Mannes.

Anfang 1775 verlobte sich Goethe mit Lili Schönemann, der Tochter einer reichen Frankfurter Bankierswitwe. Seine Eltern hießen diesen Schritt, der auf Betreiben einer Bekannten erfolgte, nicht gut. Die beiden Familien paßten nicht zueinander. Das mit viel Prunk ausgestattete Schönemannsche Haus gab großartige Gesellschaften, bei denen die teuersten Moden getragen wurden. Goethe selbst spürte, daß sein wahres, offenes Wesen bei der dort zur Schau getragenen Förmlichkeit verkümmern würde. Er unternahm eine Reise nach der Schweiz. Die Trennung sollte ihm Klarheit über sein inneres Verhältnis zu Lili bringen. Auf der Reise besuchte er die Schwester. Er sah den Rheinfall, fuhr über den Züricher See und stand auch auf dem Rigi. Zuletzt blickte er vom St. Gotthard nach Italien hinein. Er sang:

> Und frische Nahrung, neues Blut
> saug' ich aus freier Welt...

und mußte doch fortfahren:

> Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
> Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Aber als er nach Frankfurt zurückkehrte, löste er das Verlöbnis. An Lili hat er auch in Zukunft stets gern gedacht. Sie ist die wackere Frau eines Mannes geworden, der besser zu ihrer Familie paßte.

Es war, als wollte das Schicksal dem Dichter bestätigen, daß er auch bei diesem neuen Entsagen recht gehandelt hätte. Kaum hatte er die Verlobung rückgängig gemacht, da erhielt er die herzliche und dringliche Einladung des jungen Herzogs von Sachsen-Weimar, an seinen Hof zu kommen. Goethe

hatte den erst achtzehnjährigen Herzog vor Jahresfrist kennengelernt. Er schätzte ihn und nahm die Einladung gern an. Als er Anfang November 1775 im herzoglichen Wagen der Stadt Weimar entgegenfuhr, freute er sich auf ein paar erlebnisreiche Wochen am Fürstenhofe.

Er ahnte nicht, daß diese Fahrt über sein Leben entscheiden und einen dicken Strich unter seine Jugend setzen sollte.



Weimar zur Zeit Goethes.

5. Arbeitsreiche Beamtenjahre in Weimar.

Am frühen Morgen des 7. November 1775, noch vor Tagesanbruch, traf Goethe in der kleinen Herzogsstadt ein.

Dicke Mauern mit vier Toren umzogen die kaum 500 Häuschen, in denen etwa 6000 Menschen wohnten. Die Stadt lag wie verschlafen und verträumt seitab von den großen Handelswegen. Haupterwerbszweig der Bewohner war die Landwirtschaft. An jedem Morgen blies der Stadthirte das Vieh zusammen und trieb es auf die gemeinsame Weide, und am Abend trotteten die Kühe wieder durch die wenig sauberen Straßen dem Stalle zu. Neben Kirche und Rathaus waren einige stattlichere Häuser vorhanden, die der herzoglichen Verwaltung dienten.

In diesem schlichten Landstädtchen traf der junge Dichter einen Kreis bedeutender Menschen an. Sein Mittelpunkt war die erst sechsunddreißigjährige Mutter des Herzogs, Anna Amalia. Sie war eine treffliche Frau, ganz Fürstin und doch ganz Mensch. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie anderthalb Jahrzehnte lang die Regierung geführt. Trotz großer Sparsamkeit hatte sie viel für die Kunst getan. So durfte jeder Bewohner Weimars wöchentlich dreimal ins Theater gehen, ohne etwas dafür zu bezahlen. (Dieser Brauch ruhte, als Goethe nach Weimar kam, da das herzogliche Schloß mit den geeigneten Räumen kurz vorher niedergebrannt war und erst nach Jahren wieder aufgebaut wurde.) Sie hatte auch den Dichter Wieland als Erzieher ihrer beiden Söhne nach Weimar berufen.

Der **Herzog Karl August** war ein Mensch mit reichen Anlagen. Er war durch und durch Jäger und Soldat, heißblütig und derb, immer zur Ausgelassenheit und zum Scherz aufgelegt. Steifheit und Zwang waren ihm verhaßt. Er trug einfache Kleidung. Wochenlang lebte er in einer Holzhütte im Park, die heute zur Aufbewahrung von Gartengeräten dient. Dabei war er kunstbegeistert wie seine Mutter; er konnte Briefe schreiben, deren sich ein Dichter

nicht zu schämen brauchte. Er besaß auch die Gabe, wertvolle Menschen zu erkennen und an seinen Hof zu ziehen. So holte er sich (auf Goethes Veranlassung) Herder als ersten Geistlichen nach Weimar.

Goethe war bald **der vertraute Freund des Herzogs.** Weniger herzlich war das Verhältnis des Dichters zur jungen Gattin Karl Augusts, zur Herzogin Luise.

Ein buntbewegtes, zu Zeiten geradezu wildes Treiben begann. Gebirgsjagden wurden abgehalten, kühne, weite Ritte unternommen. Tänze in Schlössern der Umgegend, aber auch in Dorfgasthäusern fehlten nicht. Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen folgten im Winter. Theateraufführungen, bei denen man selbst mitwirkte, fanden statt. Auch Karten- und Würfelspiel waren nicht verpönt.

Goethe machte alles mit, schloß sich von nichts aus. Aber es war nicht die Freude am losen Treiben, die ihn dazu veranlaßte. Er fühlte sich als der bedeutend Ältere für den Herzog verantwortlich und wollte immer dasein, um im rechten Augenblick hemmen und leiten zu können. Unterwegs hielt er den Herzog, ohne daß dieser es merkte, bei sich von selbst ergebender Gelegenheit zu kleinen Regierungsmaßnahmen an. Hier mußten Wege gebessert werden; dort war eine sorgsamere Pflege des Waldes notwendig; da waren Mißstände zu beseitigen, die den Handel behinderten. So erzog er den Herzog zu Pflichtbewußtsein.



Goethes Gartenhaus in Weimar.

Das alles aber sahen die nicht, die mit mißgünstigen Augen auf das Treiben des Hofes schauten. Sie schandmaulten nur über den Leichtsinn des jungen Fürsten und den unheilvollen Einfluß seines bürgerlichen Freundes. Selbst Klopstock fühlte sich veranlaßt, an Goethe einen bösen Brief zu schreiben: er möge einhalten, er verderbe den Herzog. Als Karl August seinen Freund in den „Geheimen Rat" berief, erklärte der Minister von Fritsch, der dem Lande 22 Jahre treu gedient hatte, er möge nicht mit Goethe in derselben Regierung sitzen. Der Herzog aber hatte bald erkannt, was Goethe für ihn bedeutete. „Die Welt urteilt nach Vorurteilen", schrieb er dem Minister; „ich aber und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Goethe wurde bald die Seele der Weimarer Regierung. Wieland berichtet: „Goethe lebt und regiert und wütet und gibt Regen und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mache, was er will." Der Dichter selbst schrieb an Bürger, den Verfasser des launigen Lügenbuches „Münchhausen": „Da ich

jetzt in einer Lage bin, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft, Kopf und Brust entgegensetzen muß, so ist's mir wohl." Überwindung von Schwierigkeiten, Arbeit und Kampf stimmten ihn froh. „Ich bin geborgen, da ich geplagt werde", so schrieb er der Mutter nach Frankfurt. Der Herzog schenkte ihm ein schlichtes Gartenhaus am Rande des Ilmtales. Goethe war glücklich, daß er nun nicht mehr in der Stadt zu wohnen brauchte: „Es ist eine herrliche Empfindung, da haußen im Felde allein zu sitzen."

Eine Freundin der Herzogin Amalia war die Frau des Oberstallmeisters, **Charlotte von Stein.** Sie war keine Schönheit, verband aber ungewöhnliche Bildung mit liebenswertem Wesen. Sieben Kindern hatte sie das Leben geschenkt; vier davon waren im zarten Alter gestorben. Ihr Mann kümmerte sich kaum um seine Familie. Er speiste an der Hoftafel, sorgte sich um den fürstlichen Marstall und seine Wagenbauanstalt, liebte wohl auch ein Spielchen. Frau von Stein verlor an der Seite dieses stumpfen Mannes die rechte Freude am Leben. Da kam Goethe nach Weimar. Obwohl er zwölf Jahre jünger als sie war, war er ihr doch bald sehr zugetan. Bei ihr fand er ein Verständnis, das ihn in Erstaunen versetzte. Sie wußte in seiner Seele zu lesen, die sich in ihrer Tiefe eigentlich mehr verhüllte als offenbarte. So hatte ihn noch niemand verstanden.

Bald war sie die Gefährtin seines geistigen Lebens. Sie wußte um alles, was ihn bewegte; ihr sandte er das Wenige, was in jenen arbeitsreichen Jahren an Dichterischem entstehen konnte. Es war nur natürlich, daß Frau von Stein, der schwesterlichen, reinen Freundin, bald seine ganze Liebe gehörte.

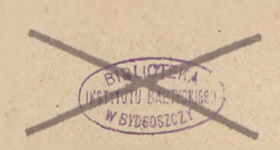
Unterdessen nahm die Arbeit, die auf Goethes Schultern lastete, nicht ab. Im Gegenteil, immer größere Aufgaben fielen ihm zu. Bald ging fast alles durch seine Hände, was mit der **Verwaltung des Landes** zusammenhing, ganz gleich, ob es sich um Wegebau oder Bergbau[4]) handelte, um Domänen und Forsten, um Militär- und Finanzwesen, um Schulen und Theater. Jetzt kam ihm so recht zustatten, daß er als Enkel des Stadtschultheißen von Frankfurt früh schon manchen Blick in die Verwaltung eines großen Gemeinwesens getan hatte. Er traf seine Maßnahmen nicht nur am grünen Tisch. Er eilte an Ort und Stelle und legte selbst Hand an, sei es beim Brande in Groß-Brembach, sei es beim Eisgang in Jena[5]). Als er auch die Finanzkammer unter sich hatte, setzte er durch, daß der Hofhalt eingeschränkt wurde. Die Ersparnisse dienten zum großen Teile der Unterstützung der Armen.

Im Jahre 1778 führten ihn politische Geschäfte mit dem Herzog nach Berlin. Da staunte er über die volkreiche Hauptstadt des Preußenkönigs, die mehr Einwohner zählte als das ganze Herzogtum. Friedrich den Großen sah

---

[4]) Er hat nicht eher geruht, bis die Silbergruben von Ilmenau wieder in Betrieb genommen wurden.

[5]) Brief an Frau von Stein im Juni 1780: „Die Nachricht vom Feuer in Groß-Brembach jagte mich fort, und ich war geschwind in den Flammen. Nach so lang trockenem Wetter, bei einem unglücklichen Wind war die Gewalt des Feuers unbändig... Aus dem Teich wollte niemand schöpfen, denn vom Winde getrieben schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: „Es geht, es geht, ihr Kinder!", und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften, aber bald mußt ich meinen Platz verlassen, weils allenfalls nur wenige Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen



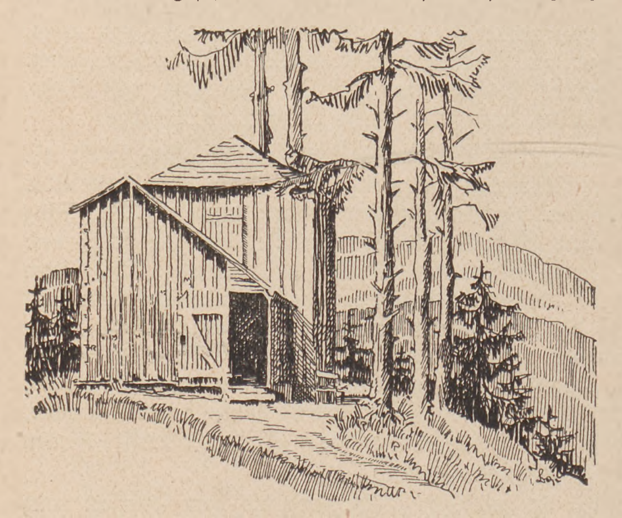


er nicht. Der weilte in Schlesien. Aber er sah das ränkevolle, eigensüchtige Treiben der Diplomaten und schrieb an Frau von Stein: „Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende." — 1782 wurde er auf Antrag des Herzogs, sehr gegen seinen eigenen Willen, vom Kaiser geadelt.

In die arbeitsreichen Jahre von 1775—1786 fallen **zwei Reisen**, die dem Dichter Freude und Erholung brachten.

Zu Beginn des Winters 1777 fuhr er **nach dem Harz.** Wenn er dabei auch Gruben und Hütten besuchte, um für sein Vorhaben in Ilmenau zu lernen, so war ihm die stille Einsamkeit der verschneiten Bergnatur doch die Hauptsache. Trotz Unwetter, schlechter Wege und elender Quartiere war er in froher Stimmung. Man riet ihm ab, den von Nebel umhüllten Brocken zu besteigen. Er rief: „Ich sollte nicht hinaufkommen?" Er schaffte es und genoß über den Nebeln herrliche Klarheit. Ihm war, als brächte er auf der freien Höhe „dem Wesen aller Wesen ein Opfer".

1779 machte er mit dem Herzog eine Reise **in die Schweiz.** Auf dem Hinweg erfolgte ein Besuch im Elternhause. Goethe hatte ihn angekündigt und der Mutter geschrieben: „Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet." Wieviel Freude brachten nun die fünf Tage des Aufenthaltes in der Heimat! Die Mutter berichtete davon an die Herzogin Amalia: „Nun stellen sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja (Goethes Mutter wurde so genannt) am runden Tisch sitzt, wie die Stubentüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft... Endlich der Auftritt mit dem Vater; das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war angst, er stürbe auf der Stelle..."



Über allen Gipfeln ist Ruh.

Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht. Ein wenig zu ruhen, legt' ich mich nach Mitternacht aufs Bett..."

Ende Februar 1784 geriet die Universitätsstadt Jena durch schweren Eisgang in große Gefahr. Auf die Nachricht davon eilte Goethe sofort hin. „Ich bin nicht ganz unnütze hier, drum will ich bleiben." (Brief an Frau von Stein.) Am 6. März 1784 schrieb der Herzog, der ihm gefolgt war, nach Weimar: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen."

Auf der Weiterreise fuhr Goethe nach Sesenheim und sah, daß Friederike ihm nicht grollte. Dann kam er an das Grab der Schwester Cornelia, die zwei Jahre vorher verstorben war, nachdem sie unter der Trennung von dem geliebten Bruder sehr gelitten hatte. Und nun erlebte er mit dem Herzog zusammen den Zauber der deutschen Alpenwelt, „und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich". Auch am Montblanc weilte man, ebenso auf dem St. Gotthard.

Die Rückreise brachte einen Besuch in Stuttgart. Der württembergische Herzog veranstaltete seinen Gästen zu Ehren eine Feier in der „Hohen Karlsschule", bei der der Eleve Friedrich Schiller mit drei Preisen ausgezeichnet wurde. Mit welcher Bewunderung mag da der blasse, hochaufgeschossene, zwanzigjährige Feuergeist den nichts ahnenden, berühmten Dichter von Weimar betrachtet haben!

*

Bei aller Arbeit als Minister und als Freund des Herzogs hatte Goethe nie vergessen, was seine eigentliche Berufung blieb. Die Unmöglichkeit, sich dem **Drang zum Dichten** hinzugeben, hatte ihm schon in den ersten Monaten in Weimar bittere Stunden bereitet. So war er einmal um Mitternacht dem lärmenden Treiben des Schlosses entflohen und wanderte durch die dunkle Einsamkeit. Da fügten sich ihm die Worte wie zum Gebet:

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
komm', ach komm' in meine Brust!

Vier Jahre später weilte er einmal in Ilmenau. Er hatte den Tag ganz in Amtsgeschäften zugebracht. Da trieb es ihn am Abend hinaus aus der Stadt. Er stieg den Berg Gickelhahn hinauf. Dort oben stand eine herzogliche Jagdhütte. Von ihrem Fenster aus blickte er lange in die sinkende Dämmerung. Dann schrieb er mit Bleistift an die weiße Bretterwand:

Über allen Gipfeln
ist Ruh.
In allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch.

Doch auf die Dauer gab sich der Dichter solch trübseliger Stimmung nicht hin. Er erkannte, daß er vom Schicksal vor Aufgaben gestellt war, die er zum Wohle der Gemeinschaft lösen mußte. Da straffte er sich:

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
rufet die Arme
der Götter herbei.

So hat er elf Jahre lang die Last der vielen Ämter getragen, die ihn von seiner inneren Berufung mehr oder weniger abdrängten. Er wußte, daß es für den einzelnen notwendig ist, die größten Opfer zu bringen, wenn das Gedeihen der Gesamtheit es erfordert.

Erst als er die Verwaltung des Landes wohl geordnet wußte, als er sah, wie aus dem zum Leichtsinn neigenden Herzog ein gewissenhafter, treusorgender Fürst geworden war, dachte er wieder mehr an den Dichter in sich. Dazu kam, daß seine Gesundheit infolge der Überanstrengung[6]) gefährdet erschien und ihn 1785 zum ersten Male zwang, ein Bad aufzusuchen. Die Besuche bei Frau von Stein, die ihm die schönste Erholung bedeuteten, hatte er auch einschränken müssen. Denn Herr von Stein begann ein häusliches Leben, als er infolge von Goethes Sparmaßnahmen nicht mehr täglicher Gast an der herzoglichen Tafel sein konnte, und der Dichter erkannte, wie wenig Anrecht er doch auf die Zeit der Freundin besaß.

Das alles ließ in ihm den Entschluß reifen, sich für eine Weile dem engbegrenzten Leben der Pflichten am Weimarer Hofe zu entziehen und ganz der Dichtung zu widmen. Wo aber hätte das besser geschehen können als im fernen Italien, im Lande der altrömischen Kunst, nach dem es ihn schon von Kindheit an hinzog?

Im Sommer 1786 weilte er mit dem Herzog, mit Herder und der Frau von Stein in Karlsbad. Da teilte er ihnen kurzerhand mit, daß er eine Reise antrete, und fluchtartig fuhr er am 3. September um 3 Uhr früh nach Süden.

Ein langer Lebensabschnitt voll restloser Selbstaufopferung für die Gemeinschaft war damit zu Ende.

(Trotz aller Behinderung sind in den ersten Jahren in Weimar zwei Dramen entstanden, die allerdings ihre endgültige Form erst später erhalten sollten. Das eine — er hatte es schon in Frankfurt begonnen — ist das Trauerspiel **„Egmont"**, das in die Zeit des Freiheitskampfes der Niederländer gegen die spanischen Eroberer zurückführt. „Es sind Männer, starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." Der Held der Dichtung, Egmont, trägt ähnliche Züge wie Götz. Sein Volk müsse seine besondere Art, seine Freiheit behalten, müsse treu zu der von den Vätern ererbten Sitte stehen — sagt er zu dem finsteren, blutbefleckten spanischen Unterdrücker Alba, und für dieses Volk erleidet er den Tod. Ihm gelten seine letzten Worte: „Dich schließt der Feind von allen Seiten ein. Es blinken Schwerter. Freunde, höhern Mut! Im Rücken habt Ihr Eltern, Weiber, Kinder. Schützt Eure Güter! Und Euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe!"

Das andere ist das Schauspiel **„Iphigenie"**, das schon 1779 einmal aufgeführt wurde. Es gestaltet einen Stoff aus der altgriechischen Sage. Iphigenie ist das Urbild weiblicher Reinheit und Wahrhaftigkeit. Sie allein vermag den Fluch zu lösen, der auf ihrem von den Rachegöttinnen gehetzten Bruder Orest liegt. Goethe hat in ihr Frau von Stein, deren reiner Zuneigung es gelang, Ruhe auf ihn auszuströmen, ein Denkmal gesetzt.)

---

[6]) Um keine Zeit auf unnütze Wege zu verlieren, wohnte er, wenn ihn gar zu viel Arbeit drückte, wieder in der Stadt.

6. Die Flucht nach Italien.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn,
im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl? — Dahin, dahin
möcht ich mit Dir, o mein Gebieter, ziehn!

Als ein Kaufmann Möller reiste Goethe über München nach dem Süden. Tirol gefiel ihm gut; gern hätte er sich im schönen Innsbruck länger aufgehalten. Aber es trieb ihn weiter. Über den Brenner und über Bozen gelangte er an den lieblichen Gardasee. Wie freute er sich da über den Anblick der Zitronengärten und Olivenwälder unter den schneebedeckten Gipfeln! Über Verona kam er nach Venedig. Er blieb einige Zeit in dieser damals noch mächtigen Seehandelsstadt, studierte ihre Paläste und Kirchen, besuchte ihre Werften und Hafenanlagen, sah ihre Bildersammlungen und Theater.

Seine Begeisterung für die gotische Baukunst hatte sich schon in Weimar abgekühlt. Jetzt wich sie immer mehr dem Verständnis und der Vorliebe für **die Kunst der alten Griechen und Römer,** deren Bauten und Bildhauerarbeiten ihm auf Schritt und Tritt begegneten. In ihnen fand er ausgeglichene Ruhe, edle Einfalt und stille Größe. Die himmelanstürmende Gotik erschien ihm fortan allzu trotzig, eigenwillig und unruhig. Doch vergaß er nicht, daß wir Deutschen keine Griechen und Römer sind. „Uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen." Ganz besonders schätzte er an der Kunst der Alten ihre Ehrlichkeit, ihre Wahrhaftigkeit. Sie errichteten keine weiten Paläste, um irgend einen kleinen Fürsten mit dem falschen Schein von Größe zu umgeben, sondern um dem Beherrscher der Welt eine würdige und seinen Geschäften entsprechende Wohnung zu schaffen. Und ihre Tempel, Theater, Rennbahnen und Bäder wären keine Lügen aus Tünche, Gips und Holz, sondern hätten Mauern aus Stein, ehrlich und fest wie Felsen.

Als er in Rom ankam, war ein Traum seiner Jugend erfüllt. In sein Tagebuch schrieb er: „Ich kann nun nichts sagen als: ich bin hier!" Er wohnte bei dem Maler Tischbein und gab sich einem kleinen Kreise von deutschen Künstlern zu erkennen. Mit ihnen verbrachte er frohe Stunden der Geselligkeit.

Hatte ihn in der „Ewigen Stadt" die im ältesten Teile Roms verborgene Kunst angezogen, so tat das in Süditalien **die Natur.** In Neapel konnte er sich vom herrlichen Anblick des Golfs kaum losreißen. Dreimal bestieg er den Vesuv, der damals gerade in erregter Tätigkeit war. Er untersuchte Steine und Pflanzen. Recht schlecht bekam ihm seine erste Seereise, die Überfahrt nach Sizilien, die damals vier Tage erforderte. Meist lag er mit den anderen Fahrgästen seekrank unter Deck. Er sah Palermo, den Ätna und das einige Jahre vorher vom Erdbeben zerstörte Messina.

Vom Sommer 1787 bis zum Frühjahr 1788 weilte er wieder in Rom, diesmal nicht nur genießend, sondern selbst emsig schaffend. Er zeichnete und modellierte viel — und mußte am Ende doch einsehen, daß er wohl Dichter, nicht aber bildender Künstler war. Trotzdem haben wir an den zahlreichen, schönen Zeichnungen und Malereien, die er uns hinterließ, große Freude.

Daneben war er in Italien immer, meist sogar während des eigentlichen Reisens, **dichterisch** tätig. Und da keine Staatsgeschäfte ihn ablenkten, hat er

viel vor sich gebracht. So konnte er bei seiner Rückkehr aus Italien drei Bühnenstücke mitbringen. „Egmont" wurde umgearbeitet und erhielt seine endgültige Form. „Iphigenie", in Prosa verfaßt, wurde in Verse umgeschrieben und hat dadurch an Schönheit außerordentlich gewonnen[7]). „Tasso", das Geschick eines italienischen Dichters gestaltend, der vom Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt worden war und nun am Fürstenhofe mancherlei zu leiden hatte, wurde fast vollendet.

Das erste der drei Dramen erinnerte noch stärker an den ungestümen, recht schwer aufzuführenden „Götz". Iphigenie und Tasso zeigten aber deutlich, daß sich Goethes Auffassung vom Wesen der dramatischen Kunst gewandelt hatte. Diese Wandlung, in Weimar vorbereitet, war unter dem sonnigen Himmel Italiens erfolgt. Sie entsprach durchaus Goethes Abwendung von der Gotik und seiner Hinneigung zur antiken Kunst. Alles Wirre, Laute, Unbezähmte, alles Tollkühne, Darauflosstürmende fand bei ihm keinen Beifall mehr, ja, war ihm zuwider. Das meint man auch, wenn man sagt, Goethe wäre in Italien zum klassischen Dichter geworden.

Am 23. April 1788 verließ er Rom. Die Rückreise führte über Florenz, Mailand und den Bodensee. Nach fast zweijähriger Abwesenheit traf er im Juni in Weimar ein.

7. Wieder in Weimar. Unruhige Jahre.

Von Rom aus hatte Goethe den Herzog gebeten, ihn von den allzu vielen Amtsgeschäften zu entbinden. Karl August hatte der Bitte entsprochen, und so hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr nur noch um die Universität und die Schulen des Landes, sowie um das Theater zu kümmern. Nun erst konnte er daran denken, **eine eigene Familie zu begründen.**



Christiane Vulpius.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Bei einem Spaziergang im Park von Weimar trat ein dreiundzwanzigjähriges, anmutiges Mädchen an ihn heran und überreichte ihm eine Bittschrift. Der Herr Geheimrat sollte sich für ihren Bruder, einen mittellosen Schriftsteller, verwenden. Die natürliche Frische und Offenheit der hübschen Bittstellerin gefiel ihm gut. Er lernte sie genauer kennen, und nach kurzer Zeit schon nahm er sie samt Mutter und Schwester in sein Haus. Ganz Weiamr rümpfte die Nase: Wie konnte sich der Freund des Herzogs, der Minister des Landes, an solch ein armes Mädchen hängen, das seinen Lebensunterhalt als Binderin in einer Fabrik künstlicher Blumen erwarb?

---

[7]) Ein Beispiel: Vorher: „Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Land der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen."

Jetzt: „Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Goethe aber blieb fest und machte Christiane Vulpius, das war ihr Name, zu seiner Frau; denn Standesvorurteile und Klassendünkel, die so viel zur Zerrissenheit unseres deutschen Volkes beigetragen haben, waren ihm fremd.

Gewiß, sie verfügte über keine gelehrte Bildung, und es ist wahr, daß sie seinen Gedanken oft nicht folgen konnte und seine Dichtungen nicht bis ins Letzte verstand [8]). Aber sie umsorgte ihn mit rührender Hingabe, und um das große Haus am Frauenplan, das Goethe nun bewohnte, und besonders auch um dessen Küche und Keller war es hinfort wohlbestellt.

Weihnachten 1789 schenkte sie ihm einen Sohn, der nach dem Herzog den Namen August erhielt und bald die ganze Liebe des Vaters besaß [9]). Heiterer Frohsinn und glückliches Lachen bei Weib und Kind entschädigten fortan den Dichter für manche Freundschaft, die er vor seiner Italienreise besessen hatte. Frau von Stein erblickte schon in seiner plötzlichen Abreise aus Karlsbad, mehr noch in seinem Verhalten nach der Rückkehr eine Art Treulosigkeit: „Goethe hat mich auf völlig fremdem Fuße entlassen. — Er ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen." Eine starke Entfremdung trat zwischen die beiden Menschen, die sich vorher so gut verstanden hatten. Erst das Schillersche Ehepaar sorgte später dafür, daß eine ruhige Freundschaft sie wieder verbinden konnte.

Frau von Stein war nicht die einzige, die kein rechtes Verständnis für die in Italien vollzogene Entwicklung des Dichters aufbrachte. Auch die Frau des Freundes Herder klagte: „... für Weimar taugt er nicht mehr", und viele andere sahen in der Veränderung seiner Ansichten einfach eine ablehnende Kälte seines Wesens. Sie hielten ihn für hochmütig, und um so mehr klatschten sie darüber, daß er sich seine Frau aus dem „arbeitenden" Stande geholt hatte. Goethe ließ sich nicht beirren. Eine große Freude war es für ihn, daß seine Mutter an ihrer Schwiegertochter Gefallen fand. „Du kannst Gott danken", so schrieb sie ihm; „so ein liebes, herrliches Gottesgeschöpf findet man nur selten." Goethe selbst hat im allgemeinen an ihr das gefunden, was er erwartet hatte. Als der Tag, da er sie kennenlernte, zum 25. Male wiederkehrte, dichtete er für sie das innige Lied „Gefunden".

Ich ging im Walde
so für mich hin,
und nichts zu suchen,
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's
am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
und blüht so fort.

Wir freuen uns, daß dem Dichter nun ein sonniges Heim gehörte; denn voller Unruhe waren die Jahre, die kommen sollten.

---

[8]) Bezeichnend dafür sind Goethes Briefe an sie. So schrieb er 1797, als er in Jena, wohin er sich oft wandte, wenn er ungestört arbeiten wollte, an den letzten Gesängen von „Herrmann und Dorothea" dichtete: „Sobald das Gedicht fertig ist, soll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit Du Dich auf Deine Art mit mir freuen kannst."

[9]) Sechs Jahre später wurde ein zweiter Sohn geboren, der aber wenige Tage nach der Geburt zum großen Leid der Eltern starb.

Herzogin Amalia war nach **Italien** gereist. Goethe wurde gebeten, sie von Venedig aus nach Weimar zurückzugeleiten. So fuhr er im zeitigen Frühjahr 1790 wieder in das Land seiner Sehnsucht. Wie so ganz anders aber wirkte es diesmal auf ihn! Jetzt, wo er eine eigene Familie daheim zurückgelassen hatte, wurde ihm so recht bewußt, wie im fremden Land, unter fremden Menschen ein ganz anders geartetes Volkstum sich bilden mußte. Er erscheint uns für Deutschland zurückgewonnen, wenn er an Herder schreibt: „Ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt.“ Wohl hatte er Italien zu seiner Entwicklung gebraucht; gedeihen aber und voll sich entfalten konnte er nur auf deutscher Erde, unter deutschen Menschen. Auch „das kleine Geschöpf in den Windeln“ zog ihn über die Alpen.

> Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank ich dem Himmel,
> daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört.
> Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
> Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Als er seinen Auftrag ausgeführt und die Herzogin nach Weimar gebracht hatte, konnte er sich nur wenige Wochen daheim aufhalten. Sein Herzog rief ihn **nach Schlesien.** Preußen hatte Truppen zusammengezogen, da ein Krieg mit Österreich drohte. Karl August weilte als preußischer General im Feldlager bei Schweidnitz.

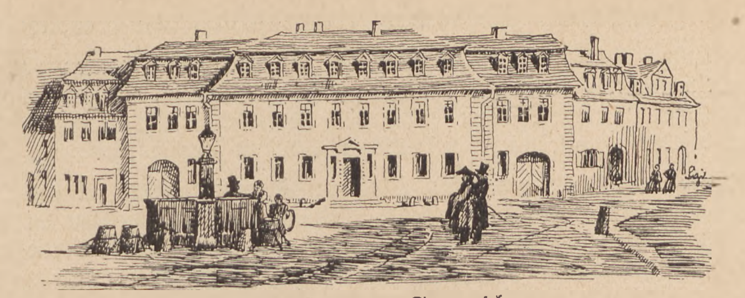
Als Goethe dort ankam, war der Friede gesichert. Die Truppen zogen nach Breslau. Goethe wohnte einige Wochen im Gasthof „Zum roten Hause“, Reuschestraße 45. Kurz vor seinem Geburtstage trat er eine Reise an, die ihn über Reichenstein, Landeck und Glatz nach den Sandsteinfelsen von Weckelsdorf und Adersbach im sudetendeutschen Raume führte. Wahrscheinlich hat er seinen 41. Geburtstag still und einsam in der schönen schlesischen Bergwelt auf der Heuscheuer verbracht, wie es das Denkmal dort oben behauptet.

Eine zweite Fahrt brachte ihn, diesmal in Begleitung des Herzogs, nach Oberschlesien. In Tarnowitz besuchte man die Friedrichsgrube, und es war für Goethe eine gewisse Beruhigung, daß man hier noch mehr als in Ilmenau mit dem Grubenwasser zu kämpfen hatte. Die Fahrt ging dann ins polnische Galizien hinein, wo die Salzbergwerke von Wielizka besichtigt wurden, und führte über die polnische Krönungsstadt Krakau, sowie über Kreuzburg, Namslau und Oels nach Breslau zurück.

So hatte Goethe in Schlesien viel gesehen. Auf der Heimreise nach Weimar unternahm er noch eine Kammwanderung durchs Riesen- und Isergebirge und bestieg dabei die Schneekoppe. In Dresden verbrachte er einige Tage mit Körner, dem Freunde Schillers, der mit einer Tochter des Kupferstechers Stock verheiratet war. Erst spät im Herbst traf er wieder in Weimar ein.

Seit dem Jahre 1789 hielt die große **französische Revolution** die Welt in Atem. Viele der besten Deutschen hatten sie als ein Zeichen einer neuen Zeit, als Beginn ewigen Glückes für die Menschheit begrüßt. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — das waren Begriffe, für die man sich selbst in Hofkreisen begeisterte. Goethe hatte sich von Anfang an recht kühl verhalten. Er kannte die Menschen; er wußte, wie schwer sie vom Übel der Selbstsucht zu heilen sind.

> Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
> Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.



Goethes Haus am Frauenplan.

Die Geschichte gab ihm recht: die Morgenröte wirklicher Freiheit zerfloß, und bald löste eine blutige Schreckensherrschaft die andere ab. An Preußen und Österreich wurde der Krieg erklärt.

Im Sommer des Jahres 1792 rückten preußische und österreichische Truppen in Frankreich ein. Langsam, zögernd nur ging man vor. Verdun wurde genommen. Goethe reiste dem Herzog nach und stattete dabei der Mutter in Frankfurt einen Besuch ab.

Es war ein unglückseliger Feldzug. Anhaltender Regen, schlechte Unterkunft, schlechte Verpflegung, große Anstrengungen und Verluste erzeugten eine gedrückte Stimmung. Goethe blieb immer heiter, und so gewann er alle, Offiziere und Mannschaften, zu Freunden. Auch als man bei schlechtestem Wetter einen schimpflichen Rückzug antrat und die allgemeine Erkrankung an Ruhr auch den Dichter ergriff, verlor er den Mut nicht.

Die Franzosen folgten den weichenden Truppen über den Rhein. Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt, dieses nur vorübergehend, wurden von ihnen besetzt. Als die Preußen im folgenden Jahre Mainz belagerten und schließlich zurückgewannen, war Goethe wieder mit dem Herzog im Feldlager. Der Verzicht auf die Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens machte ihm nichts aus. Seine Erlebnisse hat er in den Büchern „Kampagne in Frankreich" und „Belagerung von Mainz" niedergelegt. Sie setzten — wie die „Italienische Reise" — seine Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit" wenigstens zum Teil fort. Sie zeigen uns, wie er auch im Kriege Furcht nicht kannte, wie er sich auf vorgeschobene Posten, in die vordersten Gräben wagte und auch im Feuer der feindlichen Artillerie nicht verzagte.

(Eine Probe: „Verdun, 3. September 1792 ... Am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakter begegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Übergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen...

... Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier nicht verleugnen konnte, noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab' ich ihn selbst gesehn: es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeitlang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser herausgebracht...")

8. Fruchtbare Jahre der Freundschaft mit Schiller.

Im ersten halben Jahrzehnt nach der Rückkehr aus Italien hat Goethe uns nur ein größeres Werk geschenkt, den „Reineke Fuchs", eine Umdichtung des mittelalterlichen Tierepos. Erst durch die Freundschaft mit Friedrich Schiller sollte er wieder zu eifrigerem dichterischen Schaffen angeregt werden.

Schiller war 1787 zum ersten Male in die Herzogsstadt an der Ilm gekommen, als Goethe in Italien weilte. Im Herbst des folgenden Jahres traf er mit ihm im Hause seiner Braut, Charlotte von Lengefeld, in Rudolstadt zusammen. Er hatte große Hoffnungen auf die Begegnung mit Goethe gesetzt. Nun sah er sich bitter enttäuscht. Denn dieser kannte ihn nur als den Dichter der „Räuber", die ihm als laute, revolutionäre Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung zuwider waren, jetzt mehr noch als vor seiner Italienreise. Von Schillers neuen Bühnendichtungen, besonders vom „Don Carlos", wußte er nichts. So kam die Unterredung über ein paar kühle Worte nicht hinaus, und Schiller berichtete an seinen Freund Körner in Dresden: „Wir werden uns immer fern bleiben." Als Schiller dann — nicht ohne Goethes Zutun — als Professor der Geschichte an die Universität Jena berufen wurde, machte er dem Weimarer „Kultusminister" einen Besuch. Der riet ihm, das Amt zu übernehmen, zeigte aber keinerlei Anteilnahme an seinem dichterischen Schaffen. Ärgerlich äußerte sich Schiller: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen."

Erst **das Jahr 1794** brachte eine Wendung im Verhältnis der beiden großen Dichter. Sie hatten einem Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft in Jena beigewohnt. Beim Verlassen des Saales fanden sie sich zufällig nebeneinander. Sie kamen ins Gespräch, und Goethe war von Schillers Ansichten über das Gehörte so gefesselt, daß er ihn vor sein Haus begleitete, mit hineinging und noch lange plaudernd mit ihm zusammensaß. Das Eis war gebrochen. Ein reger Gedankenaustausch folgte, und bald war Schiller für vierzehn Tage Goethes Gast in Weimar.

Für beide Männer war die nun beginnende Freundschaft mit ihrer gegenseitigen Anregung geradezu eine Notwendigkeit. Denn hatte Schiller seit Jahren fast nur wie ein Geschichtsgelehrter gelebt, so arbeitete Goethe fast nur als Naturforscher. Im Jahre der Schlesienreise hatte er die „Metamorphose (Entwicklung) der Pflanzen" veröffentlicht, und während der Kanonade in Frankreich und vor Mainz beschäftigten ihn seine Untersuchungen über die „Farbenlehre", die er später als zweibändiges Werk mit fast 1500 Druckseiten herausgab[10]). Durch Schiller wurde er wieder zum Dichter. Dankbar erkannte er es an: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

---

[10]) Die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen bedeutete für Goethe mehr als eine angenehme Ausfüllung seiner Mußestunden. Der Drang zur Forschung steckte in ihm; er mußte ihm folgen. Besonders fesselten ihn neben der Entwicklungsgeschichte — seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens im Jahre 1784 hatte ihm echte Forscherfreude bereitet! — und der Farbenlehre auch die Geologie und die Mineralogie. (Seine Sammlung umfaßte zuletzt mehr als 18 000 Stücke; auf Reisen führte er meist das „Fäustel", den Geologenhammer, mit sich!) Auf dem Gebiet der Wetterkunde wirkte er bahnbrechend (Einrichtung von Wetterbeobachtungsstellen!). Er war eben selbst der faustische Mensch, der die Geheimnisse der Natur, das Wesen alles Seins, zu ergründen versuchte.

Goethe beteiligte sich an der Herausgabe einer von Schiller geleiteten Monatsschrift („Die Horen"). Er wunderte sich, daß diese nur wenige Leser fand. Er erkannte bald die Ursache. Es waren in Deutschland zu viele mittelmäßige und minderwertige Schriftsteller am Werk, die sich sogar nicht scheuten, aus Neid gegen Goethe und Schiller zu hetzen und sie z. B. als getaufte Heiden zu bezeichnen. Da gingen die beiden Großen zum Angriff über. Sie veröffentlichten die „Xenien", die „Gastgeschenke". Das waren kurze, bissige Spottgedichte, die die Neider zum Schweigen bringen sollten. Ihren Zweck haben sie allerdings nicht erreicht.

„Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen." So schrieb der Dichter in Weimar an den Jenaer Freund. Und während dieser sich an die Vorarbeiten zu seinem ersten großen Meisterdrama „Wallenstein" machte, vollendete Goethe den Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre", dessen Held viele Züge und Entwicklungsstufen des Dichters selbst zeigte, und begann sein Epos **„Hermann und Dorothea"**.

Die Anregung zu dieser schönsten deutschen Verserzählung schöpfte Goethe aus der Geschichte eines Salzburger Mädchens, das 1737 mit vielen Landsleuten zusammen wegen religiöser Verfolgungen fliehen mußte. Er versetzte die Handlung in die Gegenwart, so daß sie sich auf dem weltgeschichtlich bedeutsamen Hintergrund der französischen Revolution abspielt, deren Folgen er ja 1792 und 1793 deutlich genug gesehen hatte. Wie immer stattete er die Dichtung aufs reichlichste mit seinen eigenen Erlebnissen aus. Im Löwenwirt erkennen wir das Bild des Vaters, in der Wirtin das der Frau Aja, und Hermanns Stellung zwischen den Eltern erinnert an des Dichters eigene Lage in der Frankfurter Jugendheimat. So mußte das Epos zu einem getreuen Bilde echt deutschen Familienlebens werden.

Wie treffend und ihrer Zeit vorauseilend sind die Worte der Mutter über die Erziehung:

Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben...

Wie voll von tiefstem Verständnis ist Dorotheas Ansicht über das hohe Amt der deutschen Frau:

Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
daß sie ganz sich vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle.

Wie stolz und kraftvoll ist Hermanns Meinung über Denken und Tun des deutschen Mannes in unruhvoller Zeit:

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.

Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
...Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Im Mai 1797 saßen die Freunde in Schillers Gartenhäuschen in Jena zusammen und besprachen den Plan, eine Reihe von Balladen zu schreiben. So hat Goethe dann den schon vorhandenen — Erlkönig, Der Sänger, Der Fischer — u. a. den „Schatzgräber" und den „Zauberlehrling" hinzugefügt. Auch eine große Anzahl anderer Gedichte entstand in jenen fruchtbaren Jahren. Die Freunde schickten sich die vollgeschriebenen Blätter zu und gaben sich gegenseitig manchen wertvollen Rat. Noch enger wurde ihr Verkehr, als Schiller Ende 1799 nach Weimar übersiedelte. Oft war Goethe im Hause, auch hier als besonderer Freund der Kinder. Einmal konnte Schiller einen Brief nicht zu Ende schreiben, weil Goethe mit den Kindern spielte und „das Haus mit Geschrei" erfüllte.

1805 **starb Schiller.** Das war für Goethe ein schwerer Schicksalsschlag, das erste, bittere Abschiednehmen, das sich in den folgenden Jahren so oft wiederholen sollte. Goethe lag selbst krank zu Bett, als die Schreckensbotschaft ins Haus am Frauenplan kam. Niemand wagte es, sie ihm mitzuteilen. Erst am nächsten Morgen erfuhr er von Christiane, was geschehen war. „Tot!" sagte er nur, bedeckte das Gesicht mit den Händen und wandte sich ab. Als er ruhiger war, schrieb er an den Berliner Musiker Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in ihm die Hälfte meines Daseins." Zur Gedenkfeier, an der das „Lied von der Glocke" aufgeführt wurde, dichtete er den „Epilog zu Schillers Glocke":

...Denn er war unser! Mag das stolze Wort
den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
und hinter ihm in wesenlosem Scheine
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine...

(Es ist eine müßige Frage, wer von den beiden Freunden der Größere war. Goethe erkannte in Schiller neidlos den größeren Bühnendichter an, Schiller in ihm den größeren Liedsänger und Erzähler. Beide zusammen stellen den höchsten Gipfel deutscher Dichtung dar, den Glanz der „klassischen Zeit", wie sie beide zusammen im Denkmal vor dem Nationaltheater in Weimar den Lorbeerkranz halten.

Ihre dichterischen Anlagen waren verschieden.

Schiller war immer von hohen Gedanken erfüllt, die ihn begeisterten, die seiner Sprache hinreißenden Schwung gaben — wenn er auch andererseits immer schwer um die schöne Form zu ringen hatte.

Goethe ging nie vom Gedanken, von der Idee aus, sondern stets vom Erlebnis. „Die Gedichte hatten mich, nicht ich sie." „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet." Daher ist seine Sprache einfach und innig; das „Schillersche Pathos" fehlt ihr.

Das Schicksal begünstigte die Entwicklung ihrer Anlagen. Schillers Aufwachsen unter den Entbehrungen des Elternhauses, unter dem Zwange der Karlsschule, unter der Not der Flüchtlingsjahre förderte seinen Hang, ins freie, lichte Reich der Idee zu entfliehen. Goethe aber fand im reichen Hause des Vaters, im ungebundenen, sorgenlosen Studentenleben in Leipzig und Straßburg, auf seinen vielen Reisen genug köstliche Genüsse für sein schönheitsdurstendes Auge, das ihm in erster Linie — im Dichten und im Forschen — das Tor zur Welt wurde. Ist es nicht bezeichnend, daß zu den letzten Versen, die der Dichter schrieb, jenes Türmerlied im zweiten Teil des „Faust" gehört?

Ihr glücklichen Augen,
was je ihr gesehn,
es sei, wie es wolle,
es war doch so schön!)

9. Auf einsamer Höhe. Die Vollendung.

Die Lücke, die der Tod des Freundes an Goethes Seite gerissen hatte, blieb unausgefüllt. Das große Abschiednehmen hatte begonnen, das keinem erspart bleibt, der die Höhe des Lebens erreicht hat. 1807 verschied die Herzogin Amalia. 1808 kam die Trauerbotschaft vom Tode der geliebten Mutter. 1816 starb Christiane, die Lebensgefährtin, Goethe in tiefem Schmerz zurücklassend. Rastlose Tätigkeit, Erfüllung der als ernsteste Verpflichtung empfundenen Dichter-Aufgabe halfen über das Leid hinweg, dem Goethe sich nie hingab. Allerdings mußte er Jahr um Jahr einige Wochen der Erholung, der Erhaltung seiner Gesundheit widmen. Er fuhr dann meist in sudetendeutsche Bäder, nach Karlsbad, Marienbad oder Teplitz.

Das Jahr 1806 wurde auch für Weimar verhängnisvoll. Bald nachdem Preußens Heer bei Jena und Auerstädt geschlagen worden war, drangen französische Truppen in die Stadt, und Goethes Haus erhielt 40 Mann Einquartierung. Napoleon war voller Wut gegen Karl August. In barschem Tone fragte er die sanfte Herzogin Luise: „Wo ist der Herzog?" Da erwiderte sie mit der Hoheit, die eine rechte deutsche Frau in solchen Augenblicken zeigt: „An der Stelle seiner Pflicht!" Napoleon erzwang es, daß Weimar sich von Preußen trennte, dem Rheinbund beitrat und hohe Kriegskosten zahlte.

Innerlich blieb der Herzog der Feind des Korsen. Die Franzosen merkten es ihm an. Auf dem von Napoleon einberufenen Fürstentage zu Erfurt 1808 warfen sie ihm vor, daß er preußische Offiziere in Weimarer Beamtenstellungen untergebracht und dem General Blücher Geld geliehen habe. Erregt verteidigte Goethe seinen Herzog: „Er muß so handeln. Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Zepter verlieren!"

In Erfurt stand Goethe auch vor Napoleon. Der musterte ihn lange und sagte dann voll Bewunderung: „Das ist ein Mann!" Er lud ihn ein, nach Paris zu kommen; er werde dort reichen Stoff für seine Dichtungen finden.

Als **1813** die deutsche Jugend aufstand, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, da schwieg Goethe. Man hat ihm das sehr verdacht. Aber durfte man von dem Vierundsechzigjährigen Kriegslieder erwarten? „Hätte jenes Ereignis", so äußerte er sich selbst später zu Eckermann, dem Schreiber und Freunde der letzten Zeit seines Lebens, „mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben. Allein... Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen? Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten hört, da hätte ich es mir

gefallen lassen. Aber das war nicht **mein** Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner!"

Freudig bekannte er im Jahre der Erhebung: „Nichts kann das stolze Bewußtsein ersetzen, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. Ja, das deutsche Volk hat eine Zukunft!" Aber er sah, daß die für die Sicherung dieser Zukunft notwendige Einheit des Volkes nicht schon durch die äußere Staatsform verbürgt ist; sie müsse von innen heraus wachsen als brüderliche Volksgemeinschaft. In seinem Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre"[11]) forderte er, daß wir dem Ich, der Selbstsucht, entsagen und dem Wir, der Gemeinschaft, dienen. (Darum auch nannte er das Buch: „Die Entsagenden".) „Vor allem aber sei Deutschland eins in Liebe untereinander!"

Nicht vergessen sei, daß der Freiherr vom Stein den Dichter auf Burg Nassau herzlich aufnahm und daß Ernst Moritz Arndt ihn über alle anderen Deutschen stellte.

Ein Jahr **nach Christianens Tode** hatte Goethes Sohn August geheiratet. Fortan verwaltete die Schwiegertochter, Ottilie von Pogwisch, das Haus am Frauenplan. Sie umsorgte den vereinsamten Dichter, saß auch so manche Abendstunde mit ihm zusammen und nahm Anteil an seinen Arbeiten. Sie schenkte zwei Söhnen und einer Tochter das Leben[12]), und oft erschallte frohes Lachen durch die Räume, wenn der Großvater mit den Enkelkindern spielte und seine Späße mit ihnen trieb.

Vorübergehend hat Goethe daran gedacht, selbst noch einmal zu heiraten. Das war im Jahre 1823. Da war er, wie schon im Vorjahre, in Marienbad mit Frau von Levetzow zusammen. Deren Tochter Ulrike hatte das Herz des greisen Dichters gewonnen. Recht schwer und recht schmerzlich wurde ihm die Erkenntnis, daß er doch schon zu alt sei, um ein junges Menschenleben an sich zu binden. Es war ein letztes, bitteres Entsagen[13]).

Mehr und mehr zog Goethe sich vom lauten Leben zurück. Oft kam er wochenlang nicht über sein Arbeitszimmer hinaus, dessen Fenster auf einen kleinen, stillen Garten blickten. Hier hatte er seine Bücher, seine Sammlungen. Hier diktierte er seinem Sekretär, dem getreuen Eckermann. Der hat alles, was der Dichter ihm über sein Leben und seine Ansichten mitteilte, gewissenhaft aufgeschrieben und uns als „Gespräche mit Goethe" überliefert.

Einfach, ja, hart war die Einrichtung dieses Arbeitszimmers. Kein Teppich, kein Sofa, kein Sessel, nur der Schreibtisch und die derben Holzstühle. Nur im Schlafzimmer nebenan stand ein Ledersessel. Keine Bequemlichkeit sollte zur Lässigkeit, zur Untätigkeit verleiten. Früh um 5 Uhr, spätestens um 6 Uhr, begann die Arbeit, selbst noch für den Achtzigjährigen. „Ich darf in meinen

---

[11]) Der erste Teil erschien 1821. — 1809 war der Roman „Die Wahlverwandtschaften" beendet worden; in den Jahren darauf wurden die vier Bände von „Dichtung und Wahrheit" geschrieben.

[12]) Alle drei sind unvermählt gestorben.

[13]) 1814 (und 1815) hatte der alternde Dichter bei seinem Kuraufenthalt in Wiesbaden eine väterliche Zuneigung zu Marianne von Willemer gefaßt. Seine an sie gerichteten Lieder erwiderte sie in schönen Versen, die Goethe mit den eigenen im „Westöstlichen Divan" vereinigte.

Jahren nicht mehr aus dem Stegreife leben", schrieb Goethe an seinen Freund Zelter in Berlin.

Nur dieses nimmermüde Tätigsein ließ den Dichter die schweren Stunden überwinden, die ihm auch in den **letzten Jahren** nicht erspart blieben. 1827 war Frau von Stein, die Freundin des ersten Weimarer Jahrzehnts, gestorben, 1828 der Herzog, „einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen", wie Goethe sagte, und einer seiner treuesten Freunde. 1830, kurze Zeit nach dem Tode der Herzogin Luise, traf ihn der schwerste Schlag: sein Sohn August erlag in Rom einem hitzigen Fieber, dem der von einer wenig geregelten Lebensweise zerrüttete Körper nicht gewachsen war. Zuerst schien es, als sei nun auch die Lebenskraft des Vaters gebrochen. Ein heftiger Blutsturz warf ihn aufs Krankenbett. Doch der zähe Wille siegte: erst muß das Werk getan sein! Er schaffte es; er ging wieder an die Arbeit, und es gelang. Im Sommer 1831 konnte er den **„Faust"**, sein Lebenswerk, vollenden.

Dieses gewaltige, an dichterischen Schönheiten überreiche Drama, dessen erster Teil schon 1808 erschienen war, hat ihn länger als sechzig Jahre beschäftigt. Schon daraus ergibt sich, daß es kein geschlossenes Kunstwerk im strengen Sinne des Wortes sein kann. Ist es doch gewissermaßen ungewollt aus einem langen Leben herausgewachsen. So konnte und sollte es auch nichts anderes sein als ein Spiegel dieses überaus vielgestaltigen Lebens mit seinem heißen Lieben, seinem ungestümen Drang nach Erkenntnis, seinem unablässigen Ringen nach Vollendung. Und so kann denn auch dieser Doktor Faust auf wechselvollem, ruhelosem Wege durch Glück und Unglück, durch Irrtum und Wahrheit zuletzt seine Befriedigung nicht im Genießen finden, sondern nur in der entsagenden Tat für die anderen. Er ringt dem Meere Land ab, das kommenden Geschlechtern zur Heimat wird, und geht so auf in der Arbeit für die Gemeinschaft, für das Volk.

Mit dem Abschluß des „Faust" sah Goethe seine Aufgabe als gelöst an. Rasch vollendete sich nun auch sein Leben.

Am Geburtstage des Jahres 1831 fuhr er mit den Enkeln nach Ilmenau. Er stieg den Gickelhahn hinauf, betrat die Jagdhütte und stand ergriffen vor den Worten, die er vor 51 Jahren an die Bretterwand geschrieben hatte. Als er sich wieder umwandte, glänzten Tränen in seinen Augen, und leise wiederholte er die letzten Zeilen: „Warte nur, balde ruhest du auch."

Den Winter über war er in der gewohnten Weise tätig. Die Neuauflagen seiner Werke machten ihm viel Arbeit, und auch das Ordnen seiner Sammlungen, besonders der Kunstblätter, bot ihm Beschäftigung genug. Am 16. März 1832 warf ihn unerwartet eine Erkältung nieder. Von ihr sollte er sich nicht mehr erholen. In der Mittagsstunde des 22. März ist er, im Lehnstuhl neben dem Bett sitzend, friedlich eingeschlafen.

Einige Tage später wurde er in der Fürstengruft in Weimar beigesetzt. In ihr hatte der Herzog seine letzte Ruhestätte gefunden. 1827 waren auch Schillers Gebeine dorthin überführt worden. Nun bettete man den Unsterblichen an die Seite des unsterblichen Freundes.

* * *

Eine Frau der Weimarer Gesellschaft hatte Goethes Enkel ins Stammbuch geschrieben: „Der Mensch hat drittehalb Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen

und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er." Solch schwächliche Beschaulichkeit war ganz und gar nicht nach dem Herzen des Dichters. Er schrieb darunter:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,
über tausend hat der Tag.
Söhnchen, werde dir die Kunde,
was man alles leisten mag!"

Denn das war seine Auffassung vom Sinn unseres Lebens: Ein jeder hat die Kräfte, die er mitbekam, zu gebrauchen, hat zu handeln, tätig zu sein. Wie hat er uns darin in seinem eigenen Leben ein leuchtendes Vorbild gegeben! Wie hat er die Stunden, die Tage genutzt, um etwas zu leisten, rastlos, nimmer müde, bis ins höchste Alter hinein! Ja, seine Weltanschauung war eine **Weltanschauung der Tat** — aber **nicht** der Tat **für sich selbst.** In den „Wahlverwandtschaften" hat er es ausgesprochen: „Männer sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und **ins Ganze zu arbeiten."** In allen seinen großen Dichtungen finden wir denselben Gedanken wieder: Es geht nicht um unser Ich, um unser persönliches Wohl; es geht um die Gemeinschaft, um das Volk. Es ist ein Weg voll Opfer und Kampf, der häufiges Entsagen, stete Pflichterfüllung und eisernen Willen von uns fordert. Aber:

Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich!

Goethes Werk — und sein Leben ist untrennbar damit verbunden — lehrt uns echt deutsche, taten- und kampffrohe, siegessichere Lebensauffassung.



Goethe auf dem Totenbett.



